Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 133 (1854)

Artikel: Grittli, das Webermädchen

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-372832

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

(Gine mahre Befchichte aus ber neuesten Beit.)

An ben reizenden Ufern des Zürichsees, in Kilchberg, wohnte eine brave Familie, aus einem rechtschaffenen Elternpaar, fleißigen Söhnen und Töchtern bestehend. Diese Familie trieb den Seidengewerb, freilich nicht im Großen; die Töchtern woben leichte Seidensstücke, und die Söhne verhausirten dieselben im Lande herum. Da auf diese Weise Alle ihre Arbeitsfräste vereinten, gedieh das kleine Geschäft fortwährend, und dei Feiß und Sparsamkeit erwarben sich die Leute ein ors

bentliches Bermögen.

Gine ber Töchtern, Margarethe, gewöhnlich nur Grittli genannt, mar ein munderhübsches, liebenswürdiges Mädchen. Der Glang ber Unschuld strablte aus ihrem lieblichen Ungesichte; ihre Gestalt zeigte die schönste Formen. Schon in ihrem fünfzehnten Jahre war sie die flinkeste und geschickteste Weberin, ber Stoly und die Freude ihrer Eltern und Ge= schwister. Beim ersten Morgenstrahl faß sie fcon an ihrer Arbeit und rubete bis gur abendlichen Abendglocke nur wenig. In drei Wochen brachte fie regelmäßig ein fog. Wubb von 100 Ellen zu Ende. Mit ihrem sieben= zehnten Jahre war sie konfirmirt. Man hörte nur Gutes von ihr. Un ben Werktagen mit ihrer Arbeit beschäftigt, ging fie am Sonnrag, natdem sie dem Gottesdienste beigewohnt, entweder mit ihren Gespielinnen spazieren, ober faß babeim bei ber lieben Mutter, las ihr ein Rapitel aus ber hl. Schrift vor, ober besprach mit ihr häusliche Angelegenheiten.

Etwa einmal fand sie sich auch bei allgemeinen Tanzsesten ein, und jeder Jüngling wollte sie zum Tanze führen. Natürlich zog ihre Schönheit, ihre Jugendfülle, ihr ganzes anmuthiges Wesen die Augen aller jungen ledigen Bursche auf sich. Aber noch hatte sie Keinen bevorzugt, Kelnem ihr Herz geschentt; sie vermied jeden nähern Umgang. Und doch sollte der Zauber der Liebe sich auch ihres Herzens bemeistern und sie beglücken, dabei aber auch ihr eine Keihe der schwersten

Prüfungen bereiten.

Es war im Jahr 1844, als Grittli sta einige Wochen bei einer befreundeten Familie in Ablischweil aufhielt, um wegen Krankheit der Hausfrau bas hauswesen ju beforgen. Wieder in die Beimath jurudgefehrt, fah man fie oft hinter bem Webstuhl in stilles Ginnen, in süße Träumerei versunken; oft strabite ein himmlisches Entzüden auf bes Madchens Angesicht. Der Mutter fiel bie Beränderung in bem Betragen ihres Kindes auf, und sie forschte ben Urfachen nach, fam aber ber Sache lange nicht auf ben Grund. Das Grittli lächelte und schwieg, wenn bie Mutter auf verblumte Weise fie um ihr Geheimnis befragte. Ein junger, ziemlich wohlhabender Schloffermeifter hatte fich schon feit einiger Zeit um Grittli's Befanntschaft beworben; Die Els tern batten biefe Berbindung gerne gefeben, weil ber Schloffer ein braver Mann mar, und sie glaubten, Grittli fonnte glücklich mit ihm leben. Oft feste ihr bie Mutter bie Bortheile biefer Beirath aus einander. Aber Grittli wollte nichts bavon wissen; sie schützte immer ihre Jugend vor. Aber es war etwas Anderes, warum sie den braven Schlosser nicht beirathen wollte. Ihr Berg hatte ichon gewählt. In ber Müble ju Ablischweil, wo fich Grittli einige Wochen aufgehalten, befand sich ein junger, hubscher Müllerbursche; er hieß Joseph und war von Achern aus dem Badis Schen gebürtig. Der hatte burch fein anftanbiges Betragen, burch fein einnehmenbes Wefen bes Mädchens Herz gewonnen. Lange hatte sich die Mutter vergeblich bemüht, hinter Grittli's Geheimniß zu fommen. Endlich gelang es ihr. Eines Tages, ale Grittli wies ber so sinnend und träumerisch ba faß, geht die Mutter ju ihr, faßt sie bei der Band, schaut ihr gartlich in die Augen und bittet fie mit Thränen, ihr boch ben Grund ihres veränderten Betragens zu entdeden. Das Kin-besher; tonnte ben Bitten und Thranen ber Mutterliebe nicht länger widerstehen. Grittli gestand errothend ihre Liebe ju Joseph; mit den lebhaftesten Farben schilderte sie das offene, artige Betragen, ben ebeln Charafter, ben Fleiß, bas fille, eingezogene Leben ihres Joseph. Alle Einwendungen, alle Bedenklichkeiten ber Mutter mußte Grittli nach und

nach zu beschwichtigen und bie Erlaubniß aus zuwirken, daß Joseph ins Haus kommen und die Bekanntschaft mit ihr fortsetzen durfe.

An einem Sonntage, wo die ganze Familie beifammen war, erfchien Joseph. Er war wirflich ein recht schöner, junger Mann. Sein offenes, anständiges Wesen nahm Jeders mann für ihn ein. Und wie es sich später herausstellte, war auch sein Charafter mannlich, treu und bieber. Rur ein Fehler zeigte sich bei ihm: er war etwas eitel und gerieth schnell in Born, wenn er sich beleidigt oder gefrantt fühlte. Offen schilderte er feine häuslichen und öfonomischen Berhältniffe. Er stamme von wohlhabenden Eltern her, und er fei in die Schweis gefommen, um fich in sei-nem Berufe als Müller und Bader zu vervollkommnen. Gein Vater sei gestorben; die Mutter und ein älterer Bruber treiben in ber heimath bas Müller = und Bäckergewerb fort und haben ihn um 2600 fl. ausgelöst. Nach bem Tobe ber Mutter falle ihm noch ein Erb= theil von zirka 3000 fl. zu. Es zeigte sich später, daß Joseph nichts übertrieben hatte. Er gefiel ben Eltern und Gefchwiftern mohl und erhielt die Erlaubnif, seine Besuche fort= zuseten. Bon bieser Erlaubniß machte er jeden Sonntag Gebrauch. Es folgte später bie Berlobung. Joseph hatte ben Plan, sich in ber Schweiz niederzulaffen und fich ba ein= juburgern. Es bot fich ihm Gelegenheit, eine schöne Mühle und Bäckerei in ber Nähe von Grittli's Beimath zu faufen. Defiwegen schrieb er nach Hause, bat um sein Geld und um die Einwilligung zu feiner Beirath. Allein die Untwort lautete verneinend. Er reiste felbft nach Saufe, um die Mutter gunftig zu ftimmen. Umfonft! Das geloftolze Bib verfagte ihm sowohl die Ausbezahlung der Ausfaufs= fumme als die Einwilligung zur Heirath, in= dem sie sich auf die Gesetze bes Landes berief. Sie brobte ihrem Sohne mit Enterbung, wenn er der Familie die Schande anthue und eine Ausländerin, ein armes Webermädchen bei-rathe. Traurig brachte Joseph seiner Ber-lobten die bose Botschaft. Grittli verging beinahe in Thränen. Joseph gelobte ihr unverbrückliche Treue. "Meiner gelostolzen Familie zum Trop", sprach er, "werde ich dich boch heirathen; ich halte bir meine Schwäre, wenn auch meine Mutter mich enterben sollte. Ich habe mir eine schöne Summe erspart; damit und mit meinem väterlichen Erbiheil will ich das zürcherische Bürgerrecht erfausen und ein eigenes Hauswesen gründen. Berlaß dich nur auf Gott und beinen treuen Joseph."

Joseph traf nun sofort Anstalten zur Erwerbung des zürcherischen Bürgerrechts. Trots
ber Dindernisse, welche ihm seine Mutter in
ben Weg legte, hatte er sich die nöthigen Ausweisschriften aus der Deimald verschafft. Er besaß auch Papiere im Werth von 1000 fl.,
die auf seine Auskausssumme lauteten. Die Borgesetzen der Gemeinde Sch. hatten ihm Hoffnung gemacht, daß er dort zum Bürger angenommen werde. Allein nach vielem Sinund Herreisen, nach Bezahlung einer Menge von Taren und Sporteln wurde er von der Gemeinde abgewiesen, weil er die Einkaussssumme nicht baar hinterlegt hatte. Das war ein harter Schlag für die Berlobten.

Man rieth Joseph, sich mit seinem Bur-gerrechtsgesuch an eine andere Gemeinde zu wenden; er that es, er sparte feinen Gang, feine Mühe; er borgte ben Leuten Geld, um sie günstig zu stimmen; umsonst, er wurde abgewiesen. Er flopfte bei einer britten Gemeinde an; umsonst, er wurde abgewiesen hier, weil er Katholik, dort, weil er Ausländer sei. So war ein Jahr und barüber verschwunden; Joseph hatte vergeblich Geld, Mühe und Zeit verschwendet, um sich bas Burgerrecht zu erwerben und Grittli zu ehelichen. Seine Mutter sette Dieser Berehe-lichung alle möglichen hindernisse entgegen. Sie schlug ihrem Sohne vor, er solle die Bettelschweizerin verlassen und nach Saufe fommen; fie habe ibm ein Mädchen ausgesucht, das 10,000 fl. besitze und geneigt sei, ihn zu heirathen. Er verwarf ben Vorschlag mit Abscheu; er fühlte sich immer inniger an Grittli gebunden, besonders seit sie ein allerliebstes Rind geboren hatte, das den Namen Bertha erhielt. Allein die Freude über die Geburt dieses Kins bes wurde sehr natürlich getrübt durch ben Gedanken, baß sie noch nicht chelich verbun= den und daß zu dieser gesetzlichen She keine Aussicht vorhanden sei. Es traf die Unglück=

lichen ber Spott und Sohn ber lieblosen Welt. Grittli's Eltern und Beschwifter machten ben jungen Leuten feine Borwürfe; sie halfen sich Alle das Unglud gemeinschaftlich tragen. Man rieth Joseph als lettes Mittel an, entweder gur reformirten Kirche überzutreten oder sich in der paritätischen Gemeinde Dietikon um das Burgerrecht zu bewerben. Joseph war rechtschaffen genug, feinen väterlichen Glauben nicht zu verläugnen, und da er nun genügende Geldmittel befaß, bewarb er fich in Dietiton um das Burgerrecht. Allein auch ba miggludte es. Es hatten ihm nur zwei Stimmen gefehlt. Jest war Joseph's Muth dahin; die Verzweiflung bemächtigte fich seiner, und in dieser Gemüthes stimmung griff er zum schlechtesten Mittel - er verließ Brant und Kind, stürmte in die Welt hinaus, ohne zu wissen wohin. Ueber Berg und That trug er seinen Schmerz und fand nirgende Linderung; raftlos wanderte er immer weiter ohne Besinnung, ohne Entschluß. Co fam er durch's Elfaß, durch die Champagne bis in die Rabe von Paris. Er hatte den ganzen Weg zu Fuß gemacht; er litt hunger er wußte es nicht; er war mube — er fühlte es nicht. Ueberall hielt man ihn für einen halb Wahnsinnigen, so verstört und leidend sah er aus. Endlich hatte sein Schmerz ausgetobt, eine mildere Stimmung durchzog fein frankes Berg. Er fah im Beift feine verlaffene handes ringende Braut, für die er so gerne sein Blut versprigt; er dachte an fein holdes Rind, für das er bereitwillig fein Leben geopfert hatte. Die Zauberfraft des Heimwehs bemachtigte fich feiner mit unwiderstehlicher Gewalt; er weinte sich aus, und es wurde ihm wohler um's Berg. Rasch war sein Entschluß gefaßt, heimzukehren ju der weinenden Braut und zu dem verlaffenen Kinde. Er führte seinen Entschluß aus. Wie vom Winde getrieben, fehrte er an den Ort gurud, woer fo viel Liebe und Glud genoffen. Und es war gut, daß er zurückfehrte, denn Schmerz und Verzweiflung hatten Grittli beis nahe wahnsinnig gemacht.

Joseph faßte nun den Plan, mit Grittli und dem Kinde nach Amerika auszuwandern. Grittli erschraf zuerst ob diesem Plane, doch endlich willigte sie ein. Ihre Familie aber war ber Meinung: Joseph follte einstweilen allein reisen, habe er sich dann in Amerika häuslich niedergelaffen und einen fichern Broderwerb gegrundet, fo follten auch Braut und Rind ihm nachfolgen. Dbwohl ungern trat auch Joseph diesem Entschlusse bei. Während er nun feine Borbereitungen zur Abreise traf, fam ein Better von ihm, Namens Oberbach, nach Zürich in Arbeit. Er war Menger und hatte ebenfalls im Sinn, später nach Amerika auszuwandern. An diesen Joseph schloß sich Joseph mit vollem Bertrauen an; er führte ihn bei Grittli ein, und es murde aufs bestimmteste verabredet, baß Dberbach, sobald Joseph Schreibe, Braut und Kind nach Amerika bringen folle, was auch Dberbach mit Mund und Sand gelobte. Es war dieß für Joseph ein großer Troft, die Seis nigen hatten nun doch in dem Better eine Stupe

und einen guten Reifegefährten.

Im Spätsommer 1848 reiste Joseph ab. Der Abschied von Braut und Kind war herze gerreißend. Bertha war nun 21/2 Jahr alt und ein fehr ichones Rind. "B'hueti der lieb Bertgott!" fprach es unter Thranen gu dem Scheis benden. Joseph nahm den Weg über feine Beis math. Mutter und Bruder boten Allem auf, um seinen Entschluß, nach Amerika auszuwans bern, rudgangig ju machen. Es war umfonft. "Mutter", fagte er, "Ihr feid ce, die mich forttreibt, die mich vielleicht dem Berderben entgegenjagt. Begegnet mir Unglud, ich verzeihe Euch; moge Euch Gott auch vergeben." Gelbst Joseph's Brüder baten die Mutter, die Heirath doch zu gestatten; allein bas harte Beib ließ fich nicht erweichen. Nur dazu brachte es Joseph, daß seine Brüder ihm versprachen, an Grittli bei ihrer Abreise 250 fl. auszuzahlen. Auf Rechnung' feines Ausfaufes nahm er felbst eine Abschlagssumme mit. Und so schied er aus seiner Beimath und von seiner Familie.

Still durchubte Grittli mit ihrer Familie ben Winter. Megger Oberbach fam einige Male auf Besuch. Er benahm sich sonderbar, suchte Grittli von der Reise nach Amerika abwendig zu machen und erfrechte sich fogar, Joseph zu verdächtigen. Grittli ahnte, Oberbach möchte ein geheimer Berbundeter von Joseph's Mutter fein, und mißtraute ihm. Als er fah, baß er

nichts ausrichte, blieb er von R. weg. Am Weihnachtsfest 1848 fam der erfte Brief von Joseph. Er schrieb, daß er glücklich in New-Dork angefommen und einstweilen in einer Baderei angestellt sei. Grittli folle sich nun reisefertig halten; in einem Monat hoffe er, ein eigenes Geschäft betreiben ju fonnen. Wie groß war Grittli's Freude! Ach, sie hieng mit unaussprechlicher Liebe an ihrem Joseph. Im April 1849 fam ein zweiter Brief, worin Joseph meldete, daß er in St. Louis ein haus gefauft habe und da die Backerei auf eigene Rechnung betreibe. Es gehe ihm fehr gut. Grittli folle nun unverzüglich mit Bertha femmen. folle sich an Oberbach, bem er auch geschrieben, anschließen und über Achern reifen, um bort bas Reisegeld in Empfang zu nehmen. Grittli ants wortete ihm auf der Stelle, daß fie in 14 Tagen abreisen werde. Allein ihr Brief fam nie in Joseph's Sand. Bon Joseph's altestem Bruder wurde Grittli freundlich eingeladen, nach Achern ju fommen. Gie reiste mit ihrer Mutter dorts hin. Der Abschied von den lieben Ihrigen war schwer, sehr schwer. Joseph's Bruder empfiens gen Grittli, deren Rind und Mutter fehr freund: schaftlich. Singegen die alte Müllerin fah fauer drein; ja fie wollte Grittli ftatt 250 fl. nur 150 fl. Reisegeld geben, aber Grittli's Mutter erzwang die ganze Summe. Der Better Dberbach hielt sich auch in Achern auf, ließ sich aber nicht bei Grittli feben. Die alte Müllerin bielt mit ihm Zusammenfünfte; was da verhandelt wurde, wird die Zukunft lehren. Oberbach reiste ohne Grittli ab; diese wußte nichts das von, und nach 14tägigem Aufenthalt bei Jofeph's Bruder nahm sie Abschied von ihrer Mutter, reiste fie in Begleit einer Familie von Achern auf der Boft nach Strafburg und von da nach Havre, wo sie am 20 Juni 1849 ans langte und fogleich an ihre Eltern schrieb.

Während nun Grittli über die Wellen bes Meeres segelt, wollen wir sehen, wie es etwa 4 Wochen später mit Joseph in St. Louis steht. Sein Bäckereigeschäft ging gut, allein der Geswinn war nicht groß, weil er Alles durch fremde Leute thun lassen mußte, die einen großen Lohn forderten. Darum wartete er mit wachsender Ungeduld auf die Ankunst Grittli's. Es

war an einem Juliabend 1849, als sein Bettet Oberbach zu ihm in's Zimmer trat. Jauchzend fprang ihm Joseph entgegen, und feine erfte Frage war: "Warum fommst du allein? wo ist Grittli und mein Kind?" Der Schurfe erwiederte: "Es thut mir leid, daß ich Grittli nicht bewegen fonnte, mit mir zu fommen; fie hat mir auf das bestimmteste erklärt, sie gehe durchaus nicht nach Amerika, wenn du sie nicht felbst abholest. Gie ift aber vielleicht froh, wenn du in Amerika bleibst und fie daheim läffest, denn während Deiner Abwesenheit fonnte fich allerlei gutragen." Wie ein Dolchstich fuhren diefe Worte Joseph durchs Berg. Leichtgläubige traute den gleißnerischen Reden des falschen Freundes, der mit teuftischer Bosheit die Treue Grittli's zu verdächtigen suchte. Schmerz, Gifersucht, Born bemächtigten fich feiner, und in Bergweiflung verfaufte er fein Haus und reiste nach Rem Drleans, einige hundert Stunden von St. Louis entfernt.

Am 7. August 1849 war Grittli in News Dork angelangt und schrieb von da aus ihren Eltern. Sie schilderte in ihrem Briese, wie sie und Bertha auf dem Meere schwer erkrankt, dann von ihren Begleitern bestohlen und auss geplündert worden sei. Nur wenige Tage hielt sie sich in News York auf; dann reiste sie nach St. Louis ab. Folgendes ist der Brief, den sie von da aus in ihre Heimath schrieb.

St. Louis, ben 20. Februar 1850.

Theure Eltern und Geschwister! Der Mensch benkt und Gott lenkt. Macht Such auf eine unglückliche Botschaft gesaft: Ich bin seit zwei Monaten verheirathet; aber nicht mit Joseph; ich bin verheirathet mit einem Andern! O Gott, mein Gott, und ich lebe noch!

Doch, das Schwerste ist niedergeschrieben, lasset mich Euch alle meine Erlebnisse und gräßlichen Schietzsale geordnet und der Reihe nach erzählen, damit Ihr meine traurige Lage ganz erfasset und mir verzeihen möget. Es ist so, ich bin mit einem Andern verheizrathet. Ach! ich sehe durch die Thränen hindurch kaum, was ich schreibe.

Ihr werdet meinen Brief, ben ich von New-York ans geschrieben, erhalten haben. Bas mir von bort an begegnet ist, will ich Alles berichten. Wir suhren auf einem Dampfschiff bis Ulbann. Dazu brauchten wir anderthalb Tage. Mich trieb mein herz weiter, benn es kopfte svendiger und ungeftümer, je näher mein Reiseziel rückte. In Albany bestiegen wir ein

Boot und fuhren auf einem Ranal weiter; bas mar aber für mich eine schreckliche langweitige Fahrt von neun Tagen. Das Schiff mußte von zwei Bferben geschleppt werben. Gublich kamen wir nach Buffalo. hier hielt meine Reisegesellschaft sich seche Wochen lang auf. Mein hebes Kind und ich erkrankten von den Beschwerden der Reise und mußten den Arzt brauchen. Von hier schrieb ich nach St. Louis an Joseph, er mochte mich in Buffalo abholen, erhielt aber feine Antwort. Boche um Woche verging; ich wußte meines Leids fein Ende und hatte endlich teine andere Bahl, als mit den Leuten abzureisen. Die Reise hatte mich schon mehr Geld gekoftet, als ich vorher berechnet hatte; zudem murbe ich noch viel von Birthen, Schiffleuten und Lohndienern betrogen. Rach Mühen und Beschwerben aller Art erblickten wir endlich von Ferne die Thurme von St. Louis. D wie bankte ich Gott, ber mich hicher geführt und väterlich in allen Gefahren beschüpt hatte. Nur noch eine kurze Beile und alles Leid follte fich in Seligkeit verwandeln.

"Bald, bald sind wir beim lieben Bater! Dann gehen wir aber nicht mehr in bas wuste Schiff auf bem großen See, gelt, Mutter?" so vlauderte mir Bertha das Herz so voll, das ohnehin in banger Ahnung fast zerspringen wollte.

Erst jest, als ich die große Stadt sah, dachte ich mit Schrecken baran, daß ich nicht einmal die genaue Abresse von Josephs Wohnung hatte. Einer meiner Mitreisenden jedoch beruhigte mich, indem er sagte, bie Landsleute, zu denen er mich führen wolle, könn= ten gewiß Auskunft geben. Diese Leute kannten jedoch meinen Joseph gar nicht. Der Mann aber, der ein Menger mar, fagte nach einigem Befinnen, es fei erft por furzer Zeit ein gewisser Oberbach von Achern hier angekommen und von diesem könnte ich wohl am sier angekommen und von brejem ronnte tu, wohn ich fichersten erfahren, wo Joseph wohne. Ihr konnt Euch mein Grstaunen vorstellen, als ich hörte, daß Oberbach hier sei. Ich suchte ihn sofort auf. Mein Gott und Heiland! er wurde todtenbleich, als ich in seine Stube trat und er mich erfannte. Denkt Euch feine Stube trat und er mich erfannte. Denkt Euch aber das Entfepen, das mich erfaste, als er mich jest fragte: "Bas wollen Sie hier in St. Louis?"
"Bas ich hier will? rief ich erschreckt. Zu Joseph will ich! Mein Kind und ich kommen soeben aus Europa hier an. O fagen Sie mir, wo Joseph wohnt! Führen Sie mich zu ihm!"

"Saha! lachte er; das ist eine schöne Sistorie! Jofeph ift schon seit einem Monat hier weggereist, hat
seine Bäckerei verkauft, und ift weiß Gott wohin,

vielleicht nach dem Westen gegangen!"

"Um Zesu Christi willen, Herr Oberbach! bat und siehte ich händeringend; belügen Sie mich nicht! das kann ja nicht sein! Ich bin ja da, weil er mir gesschrieben hat, daß ich kommen soll. Auch er muß ja meinen Brief, der meine Abreise ihm anzeigte, bes kommen haben."

"Er hat keinen Brief erhalten; und ich schwöre Ihnen: er ist fort!"

"Ach Gott im himmet! jammerte ich; ift bas Entsfehliche mahr? Das hat ihn benn fortgetrieben? Barum hat er mich nicht erwartet? Warum hat er

nicht bie Rachweisung hintertaffen, wo ich ihn auf fuchen solle?"

Da fagte Oberbach zu mir, und seine Borte drangen wie Schwerter in meine Bruft! "Das sind Alles Narr= heiten. Wenn Joseph Sie hatte heirathen wollen, so hatte er Sie sogleich nach Amerika mitgenommen. Er hat Sie betrogen, hat Sie nie ernsthaft zur Frau

begehrt. Ich weiß das aus seinem eigenen Munde "Das war zu viel; ohne Bewußtsein sans ich zussammen. D meine theuren Estern, als ich wieder erwachte und mein Elend bei dieser tödlichen Nachzricht übersah, könnt Ihr Euch meinen Jammer vorskellen. "Nein, nein sagte ich mir dann wieder, das Alles sind Lügen! En schecht ist mein auter mein Alles sind Lügen! So schlecht ist mein guter, mein treuer Joseph nicht!" Ich sagte es dem Oberbach, daß ich ihn für einen Schurken im Dienste von 30= feph's Mutter halte, und daß ich sein verruchtes Spiel burch'chaue.

Von Oberbach ging ich in der Stadt bei vielen Deutschen herum und erkundigte mich. Offurget ein, ihr himmel! es war wahr, das Schreckliche, nur allzu-wahr! Joseph war tort. Der Eine sagte, er sei nach Orleans hinunter; ein Zweiter, er sei nach Kalisor= nien in die Goldminen; ber Dritte, er habe ihn fagen hören, er gehe nach der Schweiz, um mich zu holen, und der Vierte, er habe bestimmt gehört, daß er in Orleans an der Choiera gestorben sei.

Bas follte ich armes, verlorenes Wefen nun an= fangen? Ich konnte nichts als weinen und wieder weinen. Sechs Wochen lang irrte ich suchend und fragend in der Stadt umher. Alles nmsonft, Alles vergeblich. Niemand tonnte mir Gewifheit geben, wo Joseph sei. Da ftand ich nun mit meinem unsichuldigen Kinde, von Gott und Menschen verlagen, in einem fernen Welttheil, unter einem Volke, deffen Sprache ich nicht verstand, ohne Freund, ohne Aus-sichten, ohne Geld. Ach ja, auch ohne Geld; denn Alles, was ich von Hause mitgebracht, Alles war dahin. Ich hatte noch drei Dollar, als ich St. Louis betrat. So lange ich noch Kleider und einige Werthfachen befaß, trug ich ein Stuck nach bem anbern ins Leihhaus, um mit meinem Kinde leben zu können. Sogar mein schönes, seidenes Kleid and meine Ohrzringe habe ich zulest auf folche Art geopfert.

Meine Bertha, ich founte nicht anders, übergab ich beutschen Leuten und mußte wöchentlich einen Dol= far für das Rind bezahlen. Ich felbst behalf mich Anfangs mit Baffer und Brod und einem schlechten Rämmerlein. Die Roth trieb mich immer weiter. 3ch ging endlich als Magd in einen Dienst und bekam monatlich vier Dollar Lohn, gerade das Kofigeld für Bertha. Mein Schickfal hielt mich mit Gifenbanden in St. Louis fest. Wo follte ich mich aber auch hin= wenden? Nach Orleans, nach Kalifornien reifen, um Joseph zu suchen? D ja, ich wäre es im Stande geswesen, ich hätte mich durch die Welt gebettelt, wenn ich nur sicher gewußt hätte, wo Joseph zu sinden geswesen wäre. Ich schrieb während meiner traurigen Dienstzeit zwei, drei Briefe nach Orleans, erhielt aber keine Antwort. Natürlich, ich wußte ja die Abresse nicht.

Das surchtbare Leiden hatte meine Gesundhett abermals untergraben; ich fränkelte fortwährend und in meinem Dienst litt ich mehr, als auszusprechen ist. Da ich noch nie gedient hatte und in Bielem unbeholfen war, und weil ich meine Meistersleute und sie mich nicht verstanden, so ging's mir immer schlimmer. Ich wurde sehr schlecht behandelt. Essen erhielt ich nur für nicht Hungers zu serben, mußte auf dem bloßen, harten Boden schlasen; wurde herumgeschen, gescholten und verachtet. Der Gedause an mein Kind, für das ich arbeitete, gab mir Kraft, Alles zu dulden. Aber Gott prütte mich noch härter. Ich ersuhr, daß Bertha's Kostleute Unmeuschen seien; sie schlugen das Kind, wenn es zu Essen forderte, und ließen es Mangel an Allem seiden. Ich sah die Mosen seiner Wangen, den Glanz seiner Augen erbleichen, seinen Lebensmuth, seine Kraft entschwinden, und Gott der Herr hat mir meinen Berstand gelassen; er hat mich nicht wahnsinnig gemacht, was doch eine Wohlthat für mich gewesen wäre. Ich sollt den Kelch des Leidens die auf den lesten, bittersten Tropsen seech den hatte.

So waren brei Monate meiner Dienstzeit vergangen. Bon Joseph hatte ich nichts mehr gehört und mußte bald glauben, baß er wirklich ein Opfer der Cholera, Die damals in Orleans täglich einige hundert Menschen dahinrafte, geworden sei. Gerne wäre ich auf Gerathewohl nach Orleans gereist, allein ich hatte ja nicht die geringsten Reisemittel, und ohne Beld ift man in Amerika freundlos. — Ich wurde ernsthaft frank. Die Urfache der Krankheit habe ich Guch von New-Nork aus schon berichtet. Sie dauerte immer noch an und warf mich jett ganz barnieder. Meine Meistersleute schickten mich aus bem Dienst. Als Bertha's Koffleute bas vernahmen, jagten auch fie das Kind aus bem Saufe, und somit waren wir Beibe im buchftäblichen Sinne vogelfrei, auf Die Gaffe gestoßen. Mein bleiches, zitterndes Kind an der Hand durchterte ich die Stadt. Wohin ich gehen, wo ich Brod sichen follte, das wußte ich nicht. Schlecht gekleidet, halb verhungert, das Fieber im Körper, sahen wir der kalten Nacht entgegen, die für uns kein anderes Obdach, als Gottes Sternenhimmel hatte. Mein Kind flehte um Brod, ich hatte nur Thränen für dasselbe; es war todtmüde, ich selbst sank fast zusammen. O jene Nacht, jene Nacht! Ich werde sie nie vergessen. Nur noch einmal hätte ich mein hun-gerndes Kind mit etwas Speise erquicken mögen und dann — sterben, sterben! Etwas Anderes war ohnedieß nicht übrig.

Theuve Ettern! Beinet um mich, ich habe gebettelt in jener Racht, ich habe mich an das Mitleid der Menschen gewendet, um meinem bittenden Kinde einen Biffen Brod reichen zu können. Ich habe gebeitelt vor dem gleichen Bäckerlaben, der einst Joseph's Gizgenthum war. An einer Straßenecke habe ich die Borübergehenden um ein Almssen angesieht und meines Kindes Lippen haben mein Flehen unterstützt. Aber noch Gräflicheres sollte ich dulden. Betrunkene Schwärmer hielten mich für ein känsliches, verlorenes

Seschöpf und mutheten mir das Schändlichste zu, was ein sittsames Weib ewig verabscheuen wird, und kaum vermochte ich mich vor ihren Nachstellungen zu retten. Meine Vertha auf den Armen, denn sie konnte nicht mehr gehen, flüchtete ich mich in der Nähe des Stromes in einen offenen Kohlenschopf und dort brachten wir diese ind noch einige folgende Nächte zu. Inswischen ernährten wir uns von dem erbettelten Alsmosen. Bertha's Krafte schwanden zusehends hin. Sein Leben war nur noch ein Lichtlein, das sich kümmerlich vom lebten Tropfen Del nährt.

D theure Citern, moge mir Gott die Sinde verzeihen, ich dachte jest öfters und batd mit besonderer Frende an den Selbstmord; mein Kind am Herzen und einen frischen Sprung in den Misstspielippi hinein, so hatten unsere Leiden ja ein Ende; und dieser Gedanke kehrte so oft wieder, daß ich schon ganz damit vertraut war. Doch Gottesauge wachte über mir und dem unschuldigen Kinde. Unser Csend hatte sich von Tag zu Tag gesteigert. Meine Bertha an der katten leblosen Bruk saß ich eines Abends, Junkans Island gegenüber, auf der Brusswehr am Quai, schaute in die dunkeln Fluthen des Stromes hinunter und malte mir das Bild aus, wie gut es wäre, wenn wir Beide Arm in Arm dort unten lägen und erlöst wären von allem Erdenweh. Bertha's Schluchzen weckte mich aus meinem Sinnen. Das Kind bat um Brod, nur um ein klein wenig Brod. Seit gestern hatten wir nichts mehr gegessen, und die Berzweislung zerrüftete mir den Berstand. Ich umschlang meinen bleichen Engel krampshaft und fagte zu ihm, daß wir mit einander zum lieben Gott in den Himmel hinauf gehen wollten, wo es so schon fei und wo wir den Bater sinden und wo die Großeltern auch bald hinskommen würden. Der Weg zum himmel aber gehe da unten durch das sonnenbeglänzte Wasser hindurch, es solle keine Furcht haben und gerne mit mir kommen, und dann falltete ich seine Händlein zusammen, und es betete mir nach, daß der liebe Gott mir verzeihen und uns Beide gnädig als seine Kinder aufenehmen wolle.

Wie ich aber, in Thränen zerfließend, mit dem Kinde laut betete, schreckte mich eine Stimme an meiner Seite auf. Es war ein jüngerer Mann in einer Bloufe, ein deutscher Dafenarbeiter, der uns belauscht hatte.

nGi, ei, meine junge Frau, sagte er und drohte mir mit dem Finger; das sind bose Neden, bose Abssechen! Da unten im Mississppi schliese sich's wohl sorgenlos, wenn nicht auch Tod und Grab ihr Erwaschen hätten. Wohl allen Denen, die keine Todsünde mit sich hinübernehmen. Und wäre denn das, was ich da augehort, nicht die größte Sünde?"

ich da angehort, nicht die größte Sünde?"
Er sagte das ernst, jedoch nicht unfreundlich. Ich sing heftig zu zittern an. Dierauf redete er mir milde und trostreich zu, und seine herzliche Theilnahme that mir unendlich wohl. Sein trenes Auge, sein ganzes grundehrliches Wesen flößten mir Vertrauen ein, und ich erzählte ihm in Kürze meine traurigen Schicksale. Ich sah eine Thräne in seinem Auge; o, er war ein gntes Gerz! Er sagte mir, daß er mich schon gestern hier gesehen, daß er mich auch heute nie aus den

Augen gelassen und mir das Anglick wohl angesehen habe. Er lud mich ein, mit ihm nach Hause zu kommen und einstweisen bei ihm zu bleiben, die ich einen Plan für die Zukunft gefaßt hätte. Da ich ihn mit Necht als meinen von Gott gesendeten Erretter betrachtete, so ging ich mit Frenden darauf ein. Er trug Bertha auf seinen Armen und stügte mich mit der Hand.

Der gute Mensch ist ein Hanveraner und heißt Maier. Er hilft am Strom beim Gin= und Anstaden der Dampsschiffe und findet auf diese Weise sein Brod. — Mir war's, als hätte ich einen Bruder in ihm gefunden, und mein Herz war voll Dankbarkeit

und Dochachtung für ihn.

Ich führte ihm sein einfaches Hauswesen. Er war immer freundlich und gütig und theilte seinen letten Biffen mit uns. Befonders hatte Bertha in ihm einen wahren Bater. Er liebte bas Kind vom ersten Augenblicke an, und es erwiederte biese Liebe anf

Beite.

Aber ach, ich erkrankte wieder, und zwar so gefährlich, daß der Tod mit im Spiele war, und nur der aufopferndsten Pflege unsers Freundes und der geschicktesten ärztlichen Behandlung hatte ich das Leben zu verdanken. Ja, Maier hat mich hierdurch zum zweiten Mal gerettet. Kaum war ich etwas besser, so legte sich auch Bertha neben mich. Weil das Kind wegen der schlechten Behandlung in seinem Koskhaus und wegen den jüngsten Entbehrungen fast gar keine Trankheit sehr gefähulicher Art. D, da ternte ich das edle Herz Maier's erst recht kennen! Er hätte sür Bertha nicht mehr Liebe und Sorgfalt haben können, wenn es schon sein eigenes Kind gewesen wäre. Auch diese Prüfung ging vorüber, und wir Beide genasen allmälig.

Nun entstand aber für mich die Frage, wie es in Zukunft mit mir und dem Kinde werden sollte. Unferm Freunde, der seinen täglichen Verdienst mit uns theilte, kounten wir nicht in die Länge zur Last sein; auch schiedte es sich nicht, daß ich bei einem unverheiratheten Manne lebte. Maier hatte alles Mögliche aufgeboten, um Nachrichten von Ioseph zu erhalten, aber nichts Bestimmtes ersahren. Deutsche, die von Orleans kamen und uns besuchten, behaupteten gewiß, sie haben ihn dort gesehen; allein er sei später an der Cholera gestorben. — Somit war mein Kind eine Waise und wir Beide erst ganz verlassen und der Schande anheimgesallen.

Theure Eltern! Ich habe Euch Nichts verschwiegen, ich habe Alles ausführlich erzählt, damit Ihr das Wichtigste, das nun folgt, und was Ihr errathen

werdet, mir eher verzeihen möget.

Maier hatte mich lieb gewonnen. Standt aber ja nicht, daß diese Zuneigung sich je unzart geäußert, pber daß der gute Mensch jemals mehr als ein frenndliches Wort von mir verlangt hätte. O nein! da würdet Ihr ihn schlecht beurtheilen. — Ich sah seine stille Liebe von Tag zu. Tag wachsen; diese Wahrenehmung betrübte mich aber mehr, als sie mich beglückte. Ich hatte ja das Herz noch voll von Joseph's

Bitd, und neben diesem war für kein anderes mehr Raum Bas aber geschehen mußte, geschah; denn Gott der Herr hat mich unter allen seinen Kindern zu großen Prüfungen bestimmt: Maier bat mich um meine Hand. Meine Thranen antworteten ihm. Er schlug meine Bedenken, meine Einreden daburch nieber, daß er mir meine und meines Kindes Lage schilderte, wie sie war. Bas sollte ich thun, was beginnen? Sollte ich wieder auf die Gasse wandern? Sollte mein Kind im Glend umkommen? Ich bat mi Bedenkieit aus; ich wollte zurück zu Euch. Maie war zu arm, sous hätte er mir die Reisemittel verschafft. Er selbst war der beste Mensch von der Belt und stand allein im Leben. D, die Noth ist eine beredte Zwingerin! Unter Kämpfen und Thränen habe ich endlich Ja gesagt. — D, verdammet mich nicht, meine theuren, theuren Estern!

Ich bin nun seit zwei Monaten die Frau des besten Menschen. Maier ist immer gut, seelengut, und Bertha ist sein Augapfel, sein Liebling. Wenn der Vater von der Arbeit kommt, springt das Kind ihm die ganze Straße hinauf entgegen; das vringt er ihm Spielzeug, macht ihm selbst hübsche Segelschiffchen, und gekleidet muß das Jüngferlein immer sein, wie eine Prinzessin.

Unser Hauswesen ist einfach. Wir haben nur ein Jimmer, wie es hier gebräuchlich ist. In St. Louis hat man keine Küchen. Im Jimmer steht der eiserne Ofen, und dieser ist zugleich für das Kochgeschirr eingerichtet. Diesen Ofen schafft man selbst an; er kostet 12 bis 14 Dollar. Mein kleiner Haushatt erfordert wöchentlich 3 Dollar, hiezu kommen monatlich 3 Dollar Miethzins. Maier verdient im Durchschuttt täglich 1½ Dollar; mithin könnet Ihr selbst berechenen, daß wir, wenn auch nicht herrlich urd in Freuden, doch immerhin ohne bedeutende Sorgen leben können.

Ich füge mich in mein Geschick. Zu weitern Kämpfen, wie ich sie durchkämpfte, hatte ich weder Kraft noch Muth. Meine erste, wahre Liebe gehört Joseph und seinem Andenken. Meinen Mann achte ich schwester-lich, dehn es giebt kein edleres Herz unter der Sonne, und da mich mein Gott auf so wunderbar verschlungenen Wegen ihm zugeführt hat, so will ich auch meine Pflichten als Gattin erfüllen, so treu und redlich, als ich kann. Ja, Einmal, ach nur Einmal hätte ich doch Joseph hienieden noch sehen mögen; aber sein Geist ist jest dort oben über den Sternen.

Möge er mir verzeihen! — Tausend Grüße u. s. w. Eure hart geprüfte Tochter:

Margaretha Maier. MS. Unsere Abresse lautet: Joachim Maier, Kos= ziueko=Street, Staat Missouri, Nordamerika.

Diesen Unglücksbrief erhielten Grittli's Elstern Anfangs April. Sie hatten kaum einen Monat vorher einen Brief von Joseph erhalten, voll bitterer Klagen, daß Grittlt nicht nach Amerika gereist und ihm untren geworden sei.

Schon vor Empfang seines Briefes hatten fie ihm geschrieben, daß Grittli gur verabredeten Beit verreist und längft in Ct. Louis angelangt fei. Diefe Antwort erhielt Joseph im April, und man bente fich fein Erstaunen, feine Ungft, seinen Schmerz. Wie verwünschte er jest seine Leichtgläubigfeit, fein Aufbraufen, fein thörichtes Handeln. Schnell pactie er feine Sachen gus fammen und reiste mit dem nachsten Dampfs fchiff nach St. Louis ab. Aber wie Grittli finden in einer so großen Stadt von 100,000 Eins wohnern? In St. Louis angelangt, hörte Joseph Manches von Grinli's Schichfalen und erfuhr auch, daß man ihn felbst für todt ge= halten hatte; allein Riemand fonnte ihm fagen, wo er Braut und Kind finden könne. Doch der reumuthige, liebende Joseph ruhte und raftete nicht; er durchforschte Straße um Straße, war Morgens fruh bis Abends fpat auf ben Beinen, fragte bei Deutschen und Amerikanern - Alles umfonft. Dberbach war nicht mehr in St. Louis; er hatte fich nach Teras begeben. Joseph fah nun ein, daß Diefer Schuft bas Wertzeug feiner Mutter gewesen sei, die feine Beirath' fogar bis übers Meer verfolgte. Bon einer Frau, Die Grittli früher gefannt hatte, erfuhr er, daß fie diefelbe vor einigen Wochen am Ufer gefehen habe. Mit erneuertem Gifer feste er feine Rachforschungen fort.

Seit Joseph's Abreife aus ber Schweiz waren nun anderthalb Jahre verfloffen. Grittli war feit acht Monaten in St. Louis, drei Monate hatte fie im Elende gelebt, und seit vier Mo= naten war fie Maier's Frau. Richt ber leifeste Unfriede ftorte Diefe Che. Wo Maier feiner Frau eine Freude bereiten fonnte, that er es, und auch Grittli beftrebte fich, ihrem Manne bas Leben zu verschönern. Bertha war nun fast vier Jahre alt, ein fluges und wunders hubsches Rind. Un einem schönen Maitag spielte Bertha mit andern Kindern bei'm Brunnen; es hatte zwei neue schöne Schiffchen, und jauchzend führten die Kinder diese kleinen Fahrzeuge im Brunnen auf und nieder. Da fam ein Mann die Straße hergegangen; der schaute so traurig und finnend d'rein, daß man fah, es druce ihn ein schwerer Kummer. Es war Joseph. Er blieb stehen und schaute ihnen zu. " Nei luegiv au, wie 's groß Schiffli so lustig fahrt!" rief Bertha, in die Hände flatschend. Diese Stimme, diese Schweizersprache, wie heimeltg klang sie in Joseph's Ohr. Rasch trat er zum Brunnen, faßte Bertha bei der Hand und sprach bewegt: "Liebes Kind, sprich, bist du eine Schweizerin?" Bertha blickte mit Erstaunen zu dem Manne empor: nach einer fleinen Weile sagte sie halbsweiselnd: "Bist du es, Baterli?" Auf einsmal fangen des Kindes Augen zu leuchten an; es streckt seine Aermchen nach dem zitternden Manne und jubelt: "Baterli, o Baterli, bist wieder da? Kennst mich nicht mehr? Ich bin deine Bertha!"

Boll Entzücken schließt Joseph bas Kind in seine Arme und eilt mit ihm in das Haus, wo Grittli wohnt. Eben wie er in die Stube tritt, ist Grittli beschäftigt, das Mittageffen aufzus tragen; fie erblickt ibn, lagt Alles fallen, wird todtenbleich, schwankt und fturzt ohnmächtig nies der. Während Joseph die Dhnmächtige in seine Urme nimmt und mit brennenden Ruffen, mit den gärelichsten Ramen fie wieder ins Leben gu rufen sucht, ruft eine Stimme: "Halt, Berr, was wagen Sie! Was geht hier vor?" Es war des eben eintretenden Maier's gurnende Stimme. Es erfolgte nun ein heftiger Wortwechsel zwischen Joseph und Maier. Joseph weiß nicht, daß Maier Grittli's Mann ift, und Maier fennt Joseph, Brittli's Brautigam, nicht. Endlich flärt sich das Verhältniß auf, und es beginnt nun wieder ein heftiger Streit, wem Grittli angehöre. Joseph beruft sich auf seine frühere Berbindung, Maier auf das Gefet, welches feine Che schüpe. Beide Manner verlangen endlich, daß Grittli entscheiden solle. Jammernd rief die Weinende: "Das fann ich nicht! Wohin ich sehe, ift Berwirrung, Unglud. Ich liebe Euch beide. Ich liebe Joseph bis in ben Tod, und für Maier wurde ich mein Leben laffen; er hat ja mich und Bertha vom Sungers tode und vom Selbstmord gerettet!" 2118 end= lich Grittli gestand, daß sie von ihrem jegigen Manne schwanger sei, war Joseph's Stolz und Trop dahin. Er reichte Beiden die Hand gum Abschied und stürzte fort. Einige Wochen nachs her schrieb er an Grittli's Eltern wörtlich Folgended.

Mit gitternder Sand schreibe ich Euch. 3ch bin eben erft von einer schweren Fieberfrantheit aufge-ftanden, weil mich bas lingluck fo ergriffen bat.

Meine Grithe habe ich gefunden. Gie ift verheis

rathet, verheirathet mit einem Andern. Als ich Ener Schreiben in Orleans erhalten, habe ich gleich bei Deutschin, die herabgekommen, gehört, fie fei gemiß in St. Louis und thate fich bei Landes leuten aufhalten.

Da bin ich gleich ben Missisppi hinauf, aber ich habe sie lange nicht gefunden und mußte glauben, daß sie todt sei. D'ranf hab' ich zufällig die liebe Bertha an einem Brunnen geschen, und sie hat mich gleich gefannt und hat mich zur Grithe 'rein geführt. Ich glaubte, ich könnte in ihre Arme sinken, aber wie sie mich sah, ist sie gleich zusammengestürzt und konnte tein Bort sprechen. Diese Scene kann ich nicht beschreisen. Dann kam ihr Mann und als ich hörte schreiben. Dann kam ihr Mann, und als ich hörte, daß sie verheirathet sei, kam ich ganz von Sinnen, und wollte die Grithe mit Gewalt zum haus hinaus tragen. Sie hat sich fast toor geweint, aber ich konnte sie nicht wegnehmen, denn sie ist in andern Umständen, und darum thate ich jest doch nicht glücklich mit ihr leben.

Ich bin gestern noch einmat ins hans gegangen. Da fagte mir die Brithe, wie sie in St. Louis im größten Etend gewesen, und sie habe besonders geheis größten Glend geweien, und sie habe besonders gehelrathet wegen unserer Bertha, daß sie einen Vater und
eine Heimath habe und nicht Hungers sierbe. Zeht
ist aber ihre Liche zu mir wieder ganz erwacht, und
sie will nicht mehr gerne bei ihrem Manne bleiben;
sie hat geweint und gesagt, sie möchte mit mir weit
fort zu den Indianern, in die Wälder hinein; aber
ach, sie'ist ja schwanzer, und so kann das wieder nicht
ein. Ich habe ihr vorgeschlagen, ich wolle die Bertha ju mir nehmen, und fie foll bei ihrem Danne bleiben; aber sie kann das Kind nicht lassen, und ich mag ihr auch keine neuen Leiden mehr bereiten. Aurz, wir wissen gar nicht, was wir aufangen sollen. Ich gehe jedenfalls nicht von hier weg. Es gibt auf der Welt doch keine unglücklicheren Menschen mehr, als wir

Beide sind, und ich glaube, Gott im Himmel selbst wolle es nicht haben, daß wur zusammenkommen sollen. Die Grithe hat geglaubt, ich sei in Orleans an der Cholera gestorben. Es war das aber nur eine Verwechslung. Es war mein Vekannter, der Müller Trüb von Adlischweil, der ist wrklich, als ich drunten war, von der Cholera hingeraft worden. Ihr konnet bas seinen Verwandten berichten. Es starben banals wohl täglich einige Hundert Menschen, und da hatte dann Giner, der es nicht recht wuste, die Nachricht nach St. Louis hinauf gebracht, ich sei todt. Das

hat die Grithe dann auch zur Heirath getrieben.

Das ist wahr, sie hat einen guten Mann, und er hat sie auch recht lied; aber seit sie weiß, daß ich lebe, ist sie unglücklich und möckte von ihm weg; er aber will sie nicht lassen. Sie hat es nicht gar gut gemacht. Ihr Mann kann keine Profession und Nichts nicht und hat auf den Dampsschiffen im Binter auch nicht beständig Arbeit. — Ich gehe jest nicht mehr ins Paus,

bamit ich nicht ben Frieden ftore. Die Bertha, o wie ist das Kind so gut und so schön wewo:ben! Die Bertha sehe ich alle Tage, benn ich wohne nur eine Bierfelftunde meiter entfernt.

D, liebe Eltern, rathet mir, was ich thun foll! Soll ich die Grithe mit Gewalt wegnehmen und mit ihr und dem Kinde entfliehen? Soll ich fie bem Maier laffen und ewig unglucklich fein? — Benn ich Mater lagen und ewig inglucklich jein? — Wenn ich als so d'rüber nachdenke, wie schön Alles gewesen wäre, so verzweiste ich fast. Ohne die Grithe kann ich nicht leben, und sie hat einen Andern! Was noch mehr ist, das find ihre Umstände! Ich müßte sie sammt dem Kinde nehmen, und das ist wieder so schwer. O rathet uns, was sollen wir thun?

D der schändliche Oberbach ist an Allem schuld. Warum hat er gesagt, die Grithe gehe nicht draußen sort, und wenn ich sie haben wolle, soll ich sie kolen

fort, und wenn ich sie haben wolle, foll ich sie holen

u. f. w. n. f. w.

Guer unglücklicher

Joseph.

Einige Monate später schrieb auch Brittli nach Saufe. Es hatte fich in ihren Berhalts niffen nichts geandert. Auch sie weiß nicht, was zu thun ift, und bittet die Eltern ebenfalls um Trost und Rath.

Bereits find zwei Jahre verfloffen, und es find feine Nachkichten mehr aus Amerika gefommen, auf welche Weise sich dies schwierige Verhältniß gelöst und welcher von beiden Mannern Grittli als Siegespreis behauptet habe. Wenn eine solche Nachricht kommt, wird sie der Ralender mittheilen.

Eine weibliche Kriegsgurgel.

Es ift fonft nicht Weiberart, ber Trommel gu folgen und fich in bas blutige Schlachtgewühl gu fturgen. Die Weiber führen nur ben Bungenfrieg und zwar recht meifterhaft - aber bas Erfchießen und Tooftechen, das überlaffen fie ben narrifchen Mannern. Daber ift benn auch eine weibliche Rriegegurgel eine große Geltenheit, und eine folche Geltenheit will ber Ralendermacher feinen Lefern vorführen. Es wird gewiß Jedermann intereffiren, bie Reifen, Abentheuer und Kriegszuge der am 25. Juni 1853 im 92. Alterejahr in Burich verftorbenen Frau Oberft Engel zu vernehmen. Sie biente mit ihrem Manne unter bem berühmten Raifer und Rriegshelden Napoleon und machte bie meiften Beerzüge besselben in Italien, Spanien, Egypten, Deutschland u. s. w. mit,